



pfadfinder. mariens

45. Jahrgang | 1. Quartal 2025 | Nr. 170 | www.kpe.de

Vertrauen - Die Königsdisziplin des Herzens

SEITE 3

Raus in die Natur!

SEITE 14

Bin ich berufen?

SEITE 10

Inhalt

3

Annalia Machuy

VERTRAUEN

DIE KÖNIGSDISZIPLINEN DES HERZENS

6

Margareta L. & Judith Christoph

VOM WERT DER TRÄNEN

WEINST DU ODER HAST DU WAS IM AUGE?

8

P. Matthias Roider

VERSAGEN DIE JÜNGER IM UMGANG MIT LEID UND STRESS?

EINE BETRACHTUNG

10

P. Michael Rehle

BIN ICH BERUFEN?

14

Andreas Gürke

RAUS IN DIE NATUR

19

Q&A

EURE FRAGEN

VOM BUNDESKURATEN BEANTWORTET

22

TERMINE

IMPRESSUM



Die Königsdisziplin des Herzens

Macht euch keine Sorgen, sagt Jesus.
Gar nicht so leicht, sagen wir.
Gedanken über das Vertrauen

ANNALIA MACHUY



Als ich noch an der Uni war, habe ich mich öfters gefragt, wie Studenten, die nicht an Gott glauben, das machen. Viel zu lange Skripte zum Auswendiglernen, eine Hausarbeit zu irgendeinem verrückten Thema, die Anspannung vor einer Prüfung, bei der das eigene

Wissen, aus welchen Gründen auch immer, vermutlich nur mit viel Glück reichen wird – wie hält man das aus, wenn man denkt, man muss das ganz alleine schaffen? Ich war jedenfalls immer ziemlich froh, dass es hinter all dem Stress, den man sich trotzdem macht, dieses leise Gefühl gab, dass da jemand ist, der einem hilft. Und spätestens seit meinem Staatsexamen wusste ich, dass das stimmt. Vor einer meiner Hauptfachprüfungen wache ich morgens gegen 3 Uhr auf, weiterschlafen klappt nicht. Also schaue ich mir dieses eine Thema noch einmal an, das ich, weil es doch ziemlich abwegig war, bisher eher vernachlässigt hatte. Fünf Stunden später bin ich froh über meine Schlaflosigkeit und als ich nachmittags in meinen Mails eine Nachricht finde, in der mir ein Bekannter sein Gebet für die Prüfungen verspricht, abgeschickt um 2:48 Uhr, glaube ich nicht mehr an Prüfungszufälle.

Wir alle haben vermutlich schon solche Erfahrungen gemacht. Momente, in denen wir spüren durften, dass Gott unsere Gebete hört, da ist und tatsächlich eingreift. Dass er unsere Anliegen kennt und sich darum kümmert. Momente, in denen man sich geborgen fühlt und zuversichtlich alles in Gottes Hände loslässt. So soll es wohl sein. Die Bibel ist voll von Ermutigungen, sich nicht zu fürchten, voll von Gottes Zusagen, denen zu helfen, die ihm vertrauen. Und doch schafft es oft schon die nächste Herausforderung, uns wieder aus diesem Frieden herauszureißen, und da ist es wieder, das „bedrückende Gefühl der Unruhe und Angst“, mit dem Google „Sorge“ definiert. Warum in aller Welt fällt es uns so schwer, Gott zu vertrauen?

Wahrscheinlich gibt es viele Antworten auf diese Frage.

Eine ist vermutlich, dass da einfach wirklich viel ist, was Anlass zur Sorge gibt, im eigenen Leben, in der Welt als Ganzes. Einmal Nachrichten schauen reicht schon. Aber wenn wir der Google-Definition folgen, ist eine Sorge gar nicht unbedingt die Herausforde-

rung, die Gefahr selbst. Wir alle haben Probleme und das wird auch nicht aufhören auf dieser Seite des Himmels. Jesus verspricht kein Leben ohne Leiden, sondern spricht von einem Leben ohne Sorgen. Wenn wir sagen „Ich habe Sorgen“ oder – präziser ausgedrückt – „Ich mache mir Sorgen“, bedeutet das mehr als „Ich habe ein Problem“. Es bedeutet, dass etwas uns Angst macht, uns den Frieden nimmt. Und vielleicht ist genau das der Punkt, den Jesus meint, wenn er sagt, dass wir uns keine Sorgen machen sollen (Mt 6,25 ff).

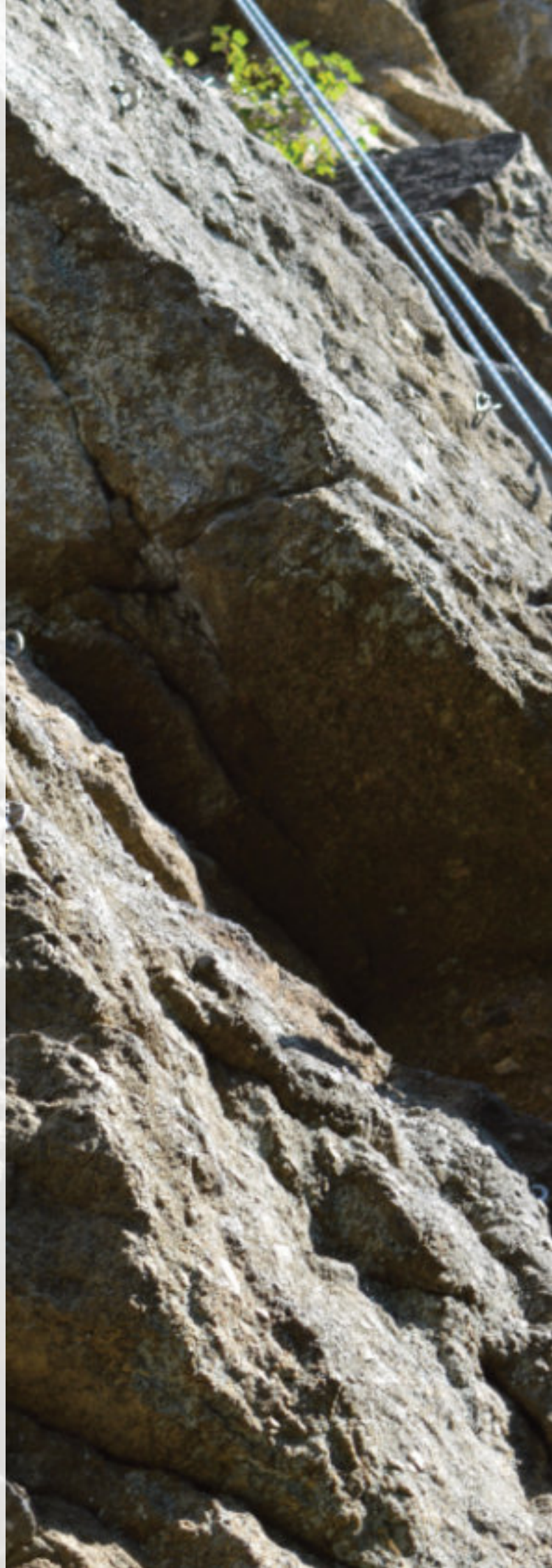
Manchmal hilft es, einmal genau hinzuschauen, vor was wir im Kern eigentlich Angst haben, wenn uns eine Sorge quält. Oft ist es die Angst davor, irgendwo zu versagen, die Angst, etwas oder jemanden zu verlieren oder die Angst vor Schmerzen. In allen dieser Ängste schwingt ein wenig die Angst vor dem großen, letzten Feind mit: dem Tod. Wir haben Angst vor dem ewigen Scheitern, vor einem Verlust für immer, vor einem Schmerz, der nie mehr aufhört. Bei den meisten unserer Sorgen geht es aber gar nicht um so viel, selbst wenn es sich um etwas wirklich Schweres handelt, und es kann erleichternd sein, sich das ab und zu wieder bewusst zu machen. Ja, wir können bei einer Aufgabe total versagen, etwas kaputt machen, unseren Job verlieren. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass Gott unsere Schwäche kennt und das alles in seinen Plan mit einberechnet hat, ja, dass er gerade in unserer Schwachheit seine Stärke zur Vollendung bringt, dass seine Gnade genügt und denen, die arm sind vor Gott, das Himmelreich gehört (vgl. 2 Kor 12,9; Mt 5,3). Wir können tatsächlich jemanden verlieren, durch den Tod oder anders, aber wir dürfen immer die Hoffnung haben,

diesen Menschen auf der anderen Seite wiederzufinden, ohne jemals wieder Abschied nehmen zu müssen. Und was den Schmerz betrifft: Ja, vielleicht werden wir krank, verunglücken, müssen mit einer Einschränkung leben. Aber auch das ist nur eine Frage der Zeit, es kommt der Moment, an dem wir heil sein, ganz sein, glücklich sein werden, denn wir erwarten ein Leben, in dem Gott jede Träne abwischen, in dem es Trauer und Schmerz nicht mehr geben wird (Off 21,4).

Wenn es bei all diesen Sorgen nicht um uns geht, sondern um einen Menschen, den wir lieben und für den wir uns verantwortlich fühlen, ist es meist noch viel schlimmer. Aber auch hier gilt: Wir müssen die Ewigkeit mit einberechnen. Ohne den Glauben an das große Happy End, an dem Gott Tod und Teufel entmachtet und (für immer) alles gut macht, wäre das Leben tatsächlich manchmal unerträglich und unsere Sorgen noch viel zu klein. Aber wenn wir auf Gottes Gnade vertrauen – da wären wir wieder – bleiben viele Dinge vielleicht sehr schwierig und tun sehr weh, aber haben ihre Endgültigkeit verloren und damit ihren schlimmsten „Stachel“. Wenn wir so denken, gibt es tatsächlich nur eines, das uns Sorgen bereiten sollte: die Möglichkeit, dass wir und die Menschen, die uns anvertraut sind, nicht ihr ewiges Ziel, den Himmel, erreichen. Alles andere regelt sich nämlich dort von selbst. Und selbst bei diesem Anliegen dürfen wir vertrauen, dass Gottes Güte kein Gebet verloren gehen lässt und wir seine Barmherzigkeit niemals vergeblich anrufen.

Vielleicht hat der Teufel auch aus diesem Grund die Kunst perfektioniert, uns mit allen möglichen Dingen zu stressen: damit wir vergessen, worum es eigentlich geht, bei uns selbst und bei den Menschen um uns herum. Und hier finden wir auch eine weitere Antwort auf die Frage, warum uns das Vertrauen oft so schwerfällt: Es ist das entscheidende Schlachtfeld in unserem Herzen, die Königsdisziplin des inneren Lebens. Hier begegnet uns immer wieder die eine, große, alte Frage, die den Menschen schon im Paradies gestellt wurde: Glaubst du daran, dass Gott gut ist? Glaubst du daran, dass er das Gute für dich will? Oder mit anderen Worten: Glaubst Du daran, dass Gott Dich liebt? Es geht darum, ob wir Gott glauben oder an ihm zweifeln, ob wir ihm ver- oder misstrauen.

Jesus sagt so oft: „Dein Glaube hat dir geholfen, hat dich gerettet“ (z. B. Lk 7,50). Wir müssen uns immer wieder fragen, wie es um diesen Glauben in unserem Herzen steht. Und wenn wir von einer Sorge belastet werden, dann ganz oft, weil es uns, aus welchen Gründen auch immer, in diesem Moment schwerfällt zu glauben, dass Gott oder seine Pläne wirklich gut sind. Und es ist manchmal wirklich brutal schwierig, im Dickicht von Schmerz oder Unglück noch das Licht von Gottes Güte zu erkennen. Denn Glauben und Vertrauen heißt nicht, dass Gott alle unsere Gebete auf nette Art und Weise erhört. Manchmal denken wir dann, unser Glaube war zu klein und deshalb hat Gott den Berg nicht bewegt, kein Wunder gewirkt, keine Hilfe geschickt. Vermutlich kennen wir alle auch die Situationen, in denen genau das eingetreten ist, wovor wir panische Angst hatten und glaubten, dass Gott das niemals zulassen würde. Aber denken wir an die Geburt Jesu. Auf Reisen, kaum





Gepäck, keine Herberge, Winter. Das war ziemlich der Worst Case. Maria und Joseph hätten menschlich gesehen jeden Grund gehabt, an Gottes Güte zu zweifeln. Haben sie aber nicht. Vermutlich waren sie ihm tief dankbar für den alten Stall und haben darauf vertraut, dass Gottes Handeln, sein Tun, Lassen und Zulassen, eine Bedeutung hat. Die, im Falle der Armut des Stalls von Betlehem, inzwischen in tausenden Liedern besungen, von hunderten Theologen erklärt und von Milliarden von Menschen geliebt und gefeiert wird. Oder denken wir an Jesu Tod am Kreuz. Wenn das nicht das absolut Schlimmste gewesen sein muss, das die Jünger sich jemals hätten ausmalen können: Der Messias, der Erwartete, der König, wird hingerichtet, tot, einfach tot.

Aber Gott sieht anders, denkt anders, handelt anders. Größer, viel größer. Und immer mit Blick auf das Gesamtbild, also die Ewigkeit. Wenn wir ihm vertrauen wollen, dann brauchen wir beides: Den Glauben daran, dass er die Umstände ändern kann und vielleicht auch wird, aber ebenso den Glauben daran, dass er auch dann gut ist, wenn alles dagegen spricht. Dazu müssen wir einsehen, dass wir einfach ziemlich beschränkt sind, dass wir weder alle Wege der Gegenwart und noch weniger die der Zukunft kennen und dass wir die Kontrolle, die wir zu verlieren glauben, noch nie besessen haben. Wenn wir Gott vertrauen, dann nicht nur seiner Güte, sondern auch seiner Weisheit, Allmacht und seinem Timing. Vielleicht ist es ein klein wenig wie ein Roadtrip mit dem besten Freund (der zufällig der beste Autofahrer der Welt, Kfz-Mechatroniker und ein Landkarten-Genie ist). Manchmal fragt er „Wohin magst Du?“ und findet dann die beste Route. Oder er sagt: „Überraschung“ und lächelt. Oder wir sagen: „Egal wohin, Hauptsache mit Dir“ – lassen ihn ans Steuer und genießen das Abenteuer unseres Lebens.

*“Macht euch keine Sorgen.
Sucht vielmehr zuerst das
Reich Gottes und seine
Gerechtigkeit:
dann wird euch alles andere
dazugegeben.”*

Mt 6, 31/33



Weinen - ist das o.k.?

- frag ich mich, wenn ich die Welt
verschwommen seh'

Weinen - kann ich es wagen
Oder doch lieber allein verzagen?

Weinen – tut das nicht der Schwache?
Über den ich mich lustig mache?
Weinen – verlier' ich dann mein Gesicht?
Und die andern merken, dass mir die
Kraft gebricht?

Weinen – ist o.k.

Auch bei einem inner'n Weh
Weinen - ich kann es wagen
Und den andern so meine Überforderung
sagen

Weinen – tut auch der Schwache
Den ich mir weinend zum Bruder mache
Weinen – ich verlier' nicht mein Gesicht
Denn ohne Gottes Kraft, da geht es nicht.

Weinen – noch hab ich Angst davor
Ich verschließ es tief drinnen in mir
Manchmal bricht's trotzdem hervor
O Jesus, ich übergebe es Dir.

MARGARETA L.

Vom Wert der Tränen

Weinst du oder hast du was im Auge?

JUDITH CHRISTOPH

Wer kennt das nicht? Eine Situation, in der die Tränen kommen, man sich ihrer im ersten Moment jedoch schämt und eine ausweichende Erklärung sucht. Oder man nimmt Tränen bei einem Gegenüber wahr und bietet schon gleich mal präventiv eine Ausflucht an.

Der Umgang mit Tränen ist im gemeinsamen Miteinander oft eine Herausforderung, manchmal sogar eine Überforderung für die Beteiligten. Unsicherheit, Scham oder auch eine negative Bewertung sind häufig die ersten Reaktionen...

Dabei ist Weinen ein ganz natürlicher Ausdruck des Menschen, der ganz Unterschiedliches sichtbar und verstehbar machen kann: Überforderung, Ohnmacht, Verzweiflung, Trauer, Schmerz ganz unterschiedlicher Art, Zorn, Enttäuschung über andere, Enttäuschung über sich selbst, innere Bewegung und natürlich auch Freude, Erleichterung... Tränen sind so viel mehr als nur ein Ausdruck von Traurigkeit: Sie spiegeln eine Vielzahl an möglichen Emotionen wider.

Rein physiologisch betrachtet haben Tränen die Funktion, das Auge zu befeuchten und zu reinigen. Zusätzlich können sie auch Stresshormone abbauen und helfen – durch eine Art emotionaler Reinigung – wieder ins Gleichgewicht zu kommen. In sozialen Kontexten bewirken Tränen auch Mitgefühl und Verbundenheit: Es entsteht der Drang, zu helfen und Trost zu spenden. So kann sich das Verständnis füreinander vertiefen und zwischenmenschliche Brücken können entstehen.

Papst Johannes Paul II. hat einmal gesagt: *“It’s better to cry than be angry, because anger hurts others, while tears flow silently through the soul and cleans the heart.”* - „Es ist besser zu weinen als wütend zu sein, denn Wut verletzt andere, während Tränen still durch die Seele fließen und das Herz reinigen.“

Tränen dürfen sein.

Tränen zeigen, dass einem etwas sehr nahegeht. Wie jede Emotion sind auch Tränen eine Information: für die Person selbst sowie für die Personen in der Interaktion, für die Menschen im gemeinsamen Miteinander.

Es ist so entscheidend, wie wir mit unseren Tränen und mit den Tränen unserer Mitmenschen umgehen! Sehen wir eine Ebene tiefer und erkennen, was uns selbst oder den Anderen bewegt? Darf es sein? Ist es vielleicht etwas ganz Anderes, als es vordergründig zu sein scheint?

Oft wirkt ein gütiges Wort dann Wunder: „Ist in Ordnung... Es bewegt dich... Gib dir Zeit...“ „Ja, das schmerzt dich... Tut einfach sehr weh... ist o.k.“

Tränen als Hinweis

Und zugleich ist die Frage nach dem ursächlichen Hintergrund von Tränen eine interessante und zugleich sehr wertvolle „Detektivaufgabe“. In einem anderen Licht und mit einem anderen Fokus sieht die Situation oft ganz anders aus: Tränen als Ausdruck von Zorn über Andere oder Tränen als Ausdruck von Enttäuschung über sich selbst? - Nicht nur bei Kindern macht hier das wirkliche Verstehen der dahinterliegenden Not einen himmelweiten Unterschied... Je treffender sich der Zusammenhang zeigt, desto verständnisvoller und unterstützender können sich Begegnungen entwickeln.

Wie schön, dass wir - im Blick auf unsere inneren Nöte - aus der Offenbarung des Hl. Johannes auch die Verheißung Gottes kennen, der all unsere Nöte sieht und vollkommen versteht: „... und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“ Off 7,17

Versagen die Jünger im Umgang mit Stress und Leid?

P. MATTHIAS ROIDER

In seiner Predigt zum Treffen der Bundes- und Landesführungen entwickelte P. Matthias Roider SJM eine Betrachtung zum Evangelium: Mk 9,30-37

Jesus sagt den Jüngern dreimal sein Leiden voraus. In der 1. Leidensankündigung nimmt Petrus ihn daraufhin zur Seite und „begann ihn zurechtzuweisen“, woraufhin Jesus wiederum ihn mit markanten Worten zurechtweist: „Tritt hinter mich, du Satan! Denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.“ Eine ziemlich harte Reaktion.

Auch nach der 2. Leidensankündigung verhalten sich die Jünger ein wenig daneben: Sie streiten, wer von ihnen der Größte sei. Wieder muss Jesus sie zurechtweisen.

Selbst nach der 3. Leidensankündigung ist die Reaktion der Jünger seltsam: Johannes und sein Bruder Jakobus beanspruchen die besten Plätze im Himmel für sich, das ärgert natürlich die anderen Apostel und es gibt Streit... Tja.

Wenn wir dann von den Leidensankündigungen zum Leiden Christi schauen, wird es nicht besser: Die Jünger schlafen am Ölberg ständig ein, bei der Festnahme Jesu laufen sie weg, unter dem Kreuz ist nur ein Apostel (Johannes) anwesend, Petrus verleugnet Jesus, Judas verrät ihn.

Nüchtern betrachtet muss man wohl sagen: Bei ihrem Umgang mit dem Leiden Christi versagen die Jünger total.

Warum ist das so?

Diese Frage ist wohl nicht schwer zu beantworten: Schauen wir einfach, wie es bei uns selbst im Umgang mit Leid aussieht.

Unser erster Reflex ist wohl der des Petrus: Das Leid wird verneint.

Wenn wir selbst an etwas leiden oder jemand anders leiden muss, schauen wir zuerst, wie dieses Leid möglichst schnell aus der Welt geschafft werden kann, nach dem Motto: „Leid darf und soll es nicht geben“. So hat Petrus sicher auch gedacht,



als er Jesus zurechtgewiesen hat. Heute werden wir versuchen, alle möglichen Ärzte und Therapeuten zu finden, solange, bis das Leid weg ist. Und das ist ja auch in Ordnung, dass wir die Erkenntnisse der Natur- und Geisteswissenschaften nutzen, um unsere Lebensqualität zu halten oder zu steigern (natürlich im Rahmen moralisch vertretbarer Mittel).

Aber wir müssen auch sehen, dass es Leid gibt, das wir nicht „weg therapieren“ können. Im Leben gibt es seelisches und körperliches Leid, dem wir aus medizinischer und therapeutischer Sicht ohnmächtig gegenüberstehen.





Was kann man dann noch tun, wenn die Petrus-Methode (Leid vermeiden) nicht anwendbar ist?

Man kann noch eine andere Taktik der Jünger aus dem heutigen Evangelium anwenden: Einfach das Thema wechseln.

Im Evangelium steht, dass sich die Jünger nach der Leidensankündigung fürchteten, Jesus zu fragen, was das bedeute. Also suchten sie sich ein Themengebiet, über das man leichter reden kann: Sie streiten, wer der Beste und Größte unter ihnen ist. Das ist doch viel leichter, als sich mit dem Thema Leid auseinandersetzen zu müssen! Auch diese Taktik, das Leid zu vermeiden, indem man sich einfacheren, angenehmeren Dingen zuwendet, ist uns wohl aus eigener Erfahrung bekannt.

Aber klar – das ist auch keine Lösung. Genauso wenig, wie vor dem Leid zu fliehen und einfach davonzulaufen.

Wie ist also dann der richtige Umgang mit dem Thema Leid?

Wie immer gibt uns die Bibel nicht nur Beispiele, wie es nicht geht, sondern auch, wie es schon geht:

Schauen wir auf Maria!

Maria ist am Kreuzweg und unter dem Kreuz an der Seite von Jesus. Sie leidet mit. Sie hat echtes Mitleid. Sie versucht weder, das Leid zu verneinen,

noch zu vermeiden. Sie gibt Jesus keine Tipps, wie er das Leid verringern kann. Sie wechselt nicht das Thema, sie läuft nicht weg. Wenn man wie Jesus dem Leid ausgeliefert ist, dann braucht es jemanden, der mitleidet. Echtes Mitleid läuft nicht weg, sondern setzt sich mit dem Leidenden dem Leid aus.

In diesem Ringen mit dem Leid hat dann auch die fragende Klage an Gott ihren Platz: Wieso muss ich leiden? Wieso geht es mir schlecht und anderen so gut, die es offensichtlich viel eher verdient hätten, zu leiden, die aber stattdessen in bester Gesundheit bis ins hohe Alter in Saus und Braus das schönste Leben führen? Diese Fragen dürfen wir stellen, können sie aber nicht beantworten. Und diese Spannung dieser nicht-beantworteten Fragen auszuhalten, ohne auszuweichen – das ist ein wesentlicher Bestandteil von Mitleid. Dazu braucht es auch vom Mit-leidenden viel Mut und viel Geduld.

Wenn wir aber versuchen, in dieser Art und Weise mit denen, die leiden, mitzuleiden, dann kann das Leid ein Ort der Christusbegegnung werden. Denn in dieser Auseinandersetzung mit dem Leid sind wir in bester Gesellschaft mit Jesus und Maria. Auch Jesus hat im äußersten Moment seines Leidens die Frage gestellt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ – diese Frage bleibt ohne Antwort.

Gott kommt als Mensch auf die Erde, nicht um die Frage nach dem Warum des Leidens zu beantworten. Er durchlebt selbst das Leid bis zum Tod und gibt dem Leiden einen Sinn, in dem er an dessen Ende die Auferstehung und das ewige Leben setzt.

Praktischer Nachtrag:

Aus dem Miteinander mit Kindern kann man viel lernen. Überlegen Sie einmal, wie Sie reagieren, wenn ein Kind sich leicht verletzt und weinend zu Ihnen kommt. Vielleicht sagen Sie: „Ist schon wieder gut.“ oder „Ist gar nicht so schlimm.“ oder „Passt schon wieder, tut gar nicht mehr weh“. Das wäre die Petrus-Methode: Leid verneinen und vermeiden.

Oder Sie bieten an: „Komm, wir essen ein Eis, dann tut es gleich nicht mehr weh.“ Themawechsel – Methode der Jünger aus dem heutigen Evangelium.

Damit soll nicht gesagt sein, dass diese Reaktionen falsch wären. Wir sollten jedoch im Blick behalten, dass es noch eine dritte Möglichkeit, nämlich die Maria-Methode gibt: Wir signalisieren dem Kind, dass wir sein Leid, sein Problem wahr- und ernst nehmen und in Form von echtem Mitleid mit dem Kind zusammen das Leid durchstehen: „Oh, du hast dir weh getan. Komm her. Ich bleib bei dir.“



Bin ich berufen?

Persönliche Überlegungen zur Entscheidung

P. MICHAEL REHLE SJM

Jeder Mensch ist gerufen zur Heiligkeit. Manche Menschen sind gerufen in eine engere Nachfolge von Jesus Christus, sei es im Ordensstand durch die Gelübde von Armut, Keuschheit und Gehorsam oder im Priesteramt. Sie sind gerufen, alles zu verlassen, sich ganz an Gott zu binden, um dann so ganz für die Menschen da zu sein. Ganzhingabe.

Wie herausfinden, ob man in diese engere Nachfolge gerufen ist?

Zu unterscheiden ist die subjektive Einschätzung „Ja, ich denke, ich bin berufen“ und die objektive Einschätzung der Kirche durch ihre Oberen: „Ja, wir denken, du bist berufen“. Letztere bestätigt dann die persönliche Entscheidung. Die subjektive Einschätzung der Person selbst ist Frucht eines Unterscheidungsprozesses, der Berufungsklä rung. Jeder Prozess der Berufungsklä rung ist individuell. Jede Berufung ist einzigartig. Es gibt kein Rezept, sie zu entdecken, aber Anzeichen, die vor allem in ihrer Häufung und im Vorkommen über einen längeren Zeitraum helfen können, klarer zu sehen.

So werden im ersten Teil fünf Anzeichen vorgestellt. Der zweite Teil versucht Scheinargumente bzw. Verirrungen zum Thema Berufung aufzudecken. Der Einfachheit halber wird im Folgenden immer vom Beispiel der Berufung zum Priester gesprochen.

5 Anzeichen einer Berufung

1. Was ich schon immer wollte – ein Wunsch aus der Tiefe

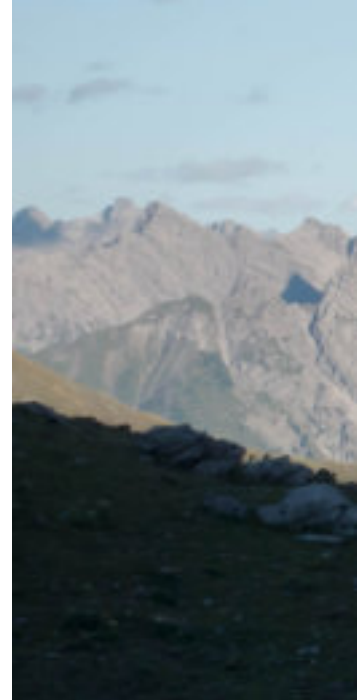
Man hört öfter manche jungen Männer sagen: „Ja, von klein auf wollte ich eigentlich schon Priester werden, aber ich weiß nicht, ob Gott mich berufen hat.“ Wenn wir versuchen, mit Gott vereint zu leben, dann unterscheidet sich mein Wille nicht so sehr vom Willen Gottes, dann ist das, was ich tiefst im Inneren will, das, was auch Gott für mich vorgesehen hat.

Die wichtige Botschaft: Wenn jemand Priester werden will, ist das ein Zeichen für eine Berufung. Wenn Gott jemanden von Anbeginn der Zeit berufen hat, legt er ihm auch den Wunsch ins Herz, Priester zu werden.

Oft entdecken Kinder diesen Wunsch mit 5, 6 oder 7 Jahren... Sie sehen Priester am Altar und sagen sich: „Später stehe ich vielleicht da mal.“ Es ist ein zarter Gedanke, der sich doch immer wieder mal wiederholt und normalerweise von Freude begleitet wird.

Eine kleine Nebenbemerkung: Natürlich kann es auch Fälle geben, wo Menschen, z.B. nach einer intensiv erfahrenen Bekehrung als Erwachsener in einem ersten Schub von „Übereifer“ Heiligkeit gleichsetzen mit Berufung. Mit der Zeit und gegebenenfalls bei der Prüfung im Rahmen einer geistlichen Begleitung erkennen sie aber, dass die Berufung nicht ihre eigentliche Sehnsucht ist und dass sie ihren Weg zur Heiligkeit in einem normalen Leben in der Welt gehen wollen.

Als zweite Nebenbemerkung: Jemand hat vielleicht den Eindruck, dass er berufen sei. Aber irgendwie will er einfach nicht. Die gute Botschaft ist: Einer vermeintlichen Berufung nicht zu folgen, ist keine Sünde. Gott lässt uns frei und überfordert uns nie. Man kann heilig werden, ohne dieser speziellen Berufung zu folgen. Gott ist darüber nicht zornig, er bleibt weiterhin sorgend für uns da, auch wenn wir einen anderen Weg gehen (vorausgesetzt, es handelt sich nicht um Sünde).





Man könnte auch zwei Typen unterscheiden: Der eine hat eine tiefe Gewissheit, dass er berufen ist, aber er will nicht. Ok. Der andere denkt, dass er berufen ist; dies aufgrund des Entscheidungsprozesses, der aber verdunkelt sein kann vielleicht auch durch „fromme“ Kommentare von Menschen oder Geistlichen, denen er zu viel Bedeutung schenkt. Tief drinnen aber weiß er, dass er einen anderen Wunsch in sich trägt. Für ihn ist dann das Wort „Du bist frei, einer vermeintlichen Berufung nicht zu folgen. Das ist keine Sünde...“ eine echte Befreiung und deckt letztlich auf, dass es sich nicht um eine Berufung zur engeren Nachfolge handelt.

2. Rationale Argumente

Man sollte nicht das große Berufungserlebnis erwarten, sondern auch ein ganz rationales Erwägen kann ein Aspekt zur Berufungsklä rung sein. So könnte ein junger Mann wie folgt nachdenken: „Ich bin „katholisch“, Priester sind heutzutage so nötig, ich denke, dass ich die Fähigkeit dazu hätte, zu studieren. Ja, Beten, Studieren, die heilige Messe feiern, für die Menschen da sein... ich kann mir all das gut vorstellen...“ So ein Gedankengang ist nicht zu unterschätzen und kann ein echtes „Argument“ für eine Berufung sein.

3. Schlüsselerlebnisse

Die meisten Menschen haben auf ihrem Weg zur Berufung kein Pauluserlebnis (Paulus erkennt mit einem Schlag, dass er den Fal-schen verfolgt und will ihm seitdem ungeteilt dienen als sein Apo-stel). Und wir sollen so ein besonderes Erlebnis nicht ersehnen oder erwarten und auch nicht enttäuscht sein, wenn es ausbleibt. Das Ausbleiben ist kein Argument gegen Berufung. Aber man-chen wird ein solches Erlebnis geschenkt: Sie werden z.B. im Innersten berührt vom Wort Gottes, das sie trifft. Für manche ist es wie ein Schlag, wie ein Blitz oder ein helles Licht, mit dem ein für alle Mal „jeder“ Zweifel weggefeht wird. Oder Gott schenkt eine innere Sicherheit und Klarheit, wie man sie vielleicht kein zweites Mal im Leben erfährt. Wichtig ist natürlich zu unterschei-den, ob es sich mehr um eine Gotteserfahrung, eine Erfahrung seiner Existenz und Liebe oder um eine Erfahrung, die klar das Gerufen-Sein anspricht, handelt. Solch ein Schlüsselerlebnis oder eine Berufungserfahrung ist oft der Beginn des Weges der Beru-fungsfindung, kann diesen aber auch begleiten oder krönen. Es

handelt sich hierbei wirklich um ein großes Zeichen, nicht um ein Deuten von kleinen Zeichen, die ich dann bewusst oder unbe-wusst berufungsbestätigend interpretiere.

4. Roter Faden im Leben

Wenn wir in die Zukunft schauen, sehen wir oft nicht klar. Aber wenn wir zurückschauen, sehen wir viel klarer. So lässt sich nor-malerweise im Rückblick ein roter Faden erkennen. Wenn man den Weg der Berufungssuche aus der Vogelperspektive betrachtet oder wenn man versucht, die verschiedenen Erlebnisse, Gedanken, Begegnungen etc. wie Punkte auf einer Karte zu markieren, dann kann man relativ deutlich sehen, ob es eine klare Richtung gibt.

Auch das Bild des Mosaiks hilft: Ein Aspekt der Berufungssuche alleine ist wie ein kleiner Stein, aber werden alle Aspekte (Erlebnisse, Eindrücke, Gedanken, Begegnungen etc.) zusammenge-nommen, sieht man vielleicht schon die Umrisse eines doch recht deut-lichen Bildes.

Faktor Zeit: „Zeit bringt Rat.“ - Wenn Dinge noch zu frisch sind, muss man eben noch ein bisschen warten, bis sie klarer werden. Es gibt zwei Extreme: zu schnell zu handeln (z.B. Phase der Beru-fungsfindung von 1/2 Jahr) oder zu langsam: Jemand, der seit sei-nem 18. Lebensjahr überlegt Priester zu werden, und mit 28 Jahren immer noch zweifelt. Es hilft auf jeden Fall, den Findungsprozess durch den Austausch mit im geistlichen Leben erfahrenen Perso-nen zu unterstützen.

5. Die Umstände meines Lebens

Nichts ist Zufall in unserem Leben: Ich bin nun mal in dieser mei-ner Familie aufgewachsen, lebe in dieser oder jener Umgebung, gehe in diese oder jene Schule, besuche diese oder jene Pfarrei, Jugendgruppe, Wallfahrtsorte, Gruppierungen. Ich erlebe Begeg-nungen, auch mit Priestern und Ordensleuten. Meine Familie ist eben so und so, hat gerne diesen oder jenen Stil von geistlichem Leben etc. Auch natürliche Sympathien spielen mit und das ist vollkommen in Ordnung.

Gott verlangt nicht, dass man eine Liste von allen potentiellen Gemeinschaften und Klöstern aufstellt, um zu unterscheiden, wohin man gehöre. Gott führt oft viel einfacher durch die auf der Hand liegenden Umstände.



5 Verirrungen zum Thema Berufung entlarven

1. Behauptung: „Eine Berufung, die hat man oder hat man nicht.“

Falsch! Denn man kann eine Berufung sozusagen „gewinnen“ und aber auch „verlieren“. Man geht einen Weg. Und der Weg wird in aller Freiheit gewählt. Nur dass Gott, der außerhalb der Zeit ist, weiß, welchen Weg ich wählen werde. Auf die Spitze getrieben könnte man - menschlich gesprochen – sagen (und das wäre das korrekte Verständnis): Gott hat per se für Max Mustermann einen Weg zur Heiligkeit vorgesehen: ob als Priester oder nicht. Die Freiheit liegt bei Max. . Und da Max Mustermann sich nach dem Priestertum sehnt und auch dementsprechend lebt, wächst in ihm die Berufung, und letztlich schenkt Gott ihm eine Berufung.

Das Problem der oben genannten Verirrung ist: dass man meint, die Berufung wäre wie etwas Statisches, das im Himmel liegt, um abgeholt zu werden.

Jemand, der sich nicht sicher ist, ob er berufen ist, könnte sich also sagen: Ich zweifle, also HABE ich wohl keine Berufung. Die Lösung wäre aber: Lebe so, als ob du berufen wärst, das heißt, pflege ein intensives Gebetsleben, suche die Nähe Jesu Christi und seiner Mutter Maria und bleibe dran an der Berufungsfrage. Und so wird diese Berufung, wenn sie echt ist, wachsen oder abnehmen. Es ist ein Weg, den man geht oder nicht geht.

2. Scheinargument gegen Berufung: „Ich finde Frauen attraktiv und könnte mir an sich gut vorstellen, eine Familie zu gründen.“

Dies ist kein Argument gegen Berufung, sondern FÜR Berufung, oder genauer formuliert: Als Mann Frauen schön zu finden und sich grundsätzlich eine Familie vorstellen zu können, ist gesund und an sich gut. Berufung darf grundsätzlich keine Flucht sein oder eine praktische Lösung für diejenigen, die sowieso nicht heiraten wollen. Nein, Priester zu werden heißt, auf etwas Schönes und Anziehendes zu verzichten, um eines größeren Gutes willen, um der größeren Liebe willen, um der größeren Zweisamkeit mit

Jesus, um sich so der Kirche und dadurch den Menschen zu schenken. Dieser Verzicht ist ein echtes Opfer und ein Kampf, so wie alles im Leben: Treue in der Ehe ist manchmal mühsam, Treue im Zölibat auch.

3. Behauptung: „Zölibat macht krank“

Falsch. Da Sexualität ein Ausdruck von Liebe ist und jeder weiß, dass man ohne Liebe nicht leben kann, treffen viele Menschen den falschen Rückschluss, dass man ohne Sex nicht leben könne. Man kann tatsächlich nicht ohne Liebe, ohne gesunde Beziehungen leben. So ist der Priester immer wieder herausgefordert, gute, gesunde, natürliche Beziehungen zu leben und gute Freundschaften zu kultivieren, vor allem aber die EINE lebensnotwendige Zweisamkeit zu leben, zu der er gerufen ist: die Beziehung zu Jesus Christus. Der zölibatäre Lebensstil Jesu als Vorbild jeden Priesters macht nicht krank, sondern - wenn er mit Sorgfalt gelebt wird - zutiefst glücklich.

4. Scheinargument gegen Berufung: „Ich bin nicht würdig!“

Ja, das ist wahr. Niemand ist jemals würdig, Priester zu sein. Die Erwählung dazu ist Gnade. Aber es ist kein Argument gegen die Berufung. Im Gegenteil: Es ist Zeichen einer demütigen Selbsteinschätzung. Es ist gut, als Priester zu wissen, dass das, was da durch uns geschieht (z.B. in der heiligen Messe, der Beichte etc.) uns selbst übersteigt, dass wir Werkzeuge der Gnade, Kanäle Gottes sind. Ja, Herr, ich bin nicht würdig, deswegen erwarte ich alles von Dir, baue auf Dich, und erhoffe alle Kraft für dieses Amt von Dir und nicht von mir selbst.

Manche denken mit Schauder vielleicht auch an eigene Sünden oder an andere Dinge aus der Vergangenheit, die das Leben erschweren. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass unsere Wunden auf zwei Weisen interpretiert und „gelebt“ werden können: als eine Mauer, die unsere Zukunft blockiert, oder aber als ein Trampolin, das uns noch mehr zu Gott katapultiert... Schmerzhaft Erfahrungen der Vergangenheit, die Gott zulässt, können uns sensibler und fähiger machen, Menschen in der Zukunft in ähnlichen Situationen zu helfen...

5. Erwartung: „Ich benötige eine absolute Sicherheit, ansonsten kann ich mich nicht entscheiden.“

Eine absolute Sicherheit ist in diesem Leben nicht möglich. In allen wichtigen Lebensentscheidungen ist ein Wagnis mit dabei. Aber wir dürfen vertrauen, dass Gott dem Menschen, der ich heute bin, so viel Einsicht schenkt, um sich heute für das zu entscheiden, was dran ist. Die Frage ist nicht so sehr, eine absolute Sicherheit an sich zu bekommen, sondern ob die Zeit für eine Entscheidung reif ist: Nach mehrjährigem Suchen, nach vernünftigem Überlegen und Erwägen, nach Rat Suchen bei einem geistlichen Begleiter kommt irgendwann der Punkt, wo nach menschlichem Ermessen genug nachgedacht ist. Man könnte dann sagen: „Ich habe zwar noch keine absolute Sicherheit, aber es scheint wirklich in diese Richtung zu gehen, mehrere Argumente sprechen dafür, ich sehe einen roten Faden in diese Richtung, die Umstände passen auch und vor allem, irgendwo tief in mir sehne ich mich danach.“ Gut, dann ist der Zeitpunkt gekommen für eine Entscheidung. Wage es.



Raus in die Natur!

Ein Gastbeitrag vom Weinbacher Wandervogel

ANDREAS GÜRKE



Streift man durch die Wälder, Obstwiesen und Brachen vor den Dörfern und Städten, trifft man gelegentlich Spaziergänger, meist ältere, aber kaum noch ein Kind oder Jugendlichen. Anders als noch in meiner Jugendzeit scheinen Jungs, die Abenteuer unter freiem Himmel erleben, die sich dabei schmutzig machen, sich Kratzer holen, heute ausgestorben zu sein. Eine Fülle von Studien bestätigt, was eigentlich alle schon wissen: Der Aktionsradius der gegenwärtigen Kinder- und Jugendgeneration hat sich weitgehend in das Hausinnere verlagert.

Obwohl es auch heutzutage, trotz immer weiter ausgreifender Bebauung und Reglementierung, auch in Stadt- und erst recht in Dorfnähe noch genügend ‚Wildnis‘, und seien es auch nur Brachen und verwilderte Grundstücke, gibt, die genügend Freiräume bieten würden, kommen Kinder und Jugendliche immer seltener in Kontakt mit der Natur. All die Felder, die sich zum Drachensteigen eignen, die Gräben, in denen man Frösche fangen kann, die Bäche zum Staudambauen, die kleinen verborgenen Weiher, die zum Angeln einladen, die Bäume zum Klettern, kurz: die Welt, wie sie auch Tom Sawyer, einer der Helden unserer Jugendzeit, in aller Ausgiebigkeit und Fülle erlebt hat, sind heute verwaist. Niemand ist mehr dort, spielt Verstecken, macht kleine Feuerchen oder streift umher.

Stattdessen sitzt man zu Hause, zockt elektronisch, sucht Abwechslung in all den sozialen Netzwerken und geht allenfalls zum organisierten Sport auf entsprechende eingefriedete Plätze und in Hallen, wo man ja, betreut und gesichert, mitunter sogar klettern kann. Das alles ist jedoch kein Ersatz für echte Naturbegegnung und bleibt auch nicht ohne Folgen! Denn mit dem Schwinden des ungezügelterten Spiels im Freien droht etwas Unersetzliches verloren zu gehen: die Möglichkeit, seelische, körperliche und geistige Potentiale so zu entfalten, dass Kinder zu erfüllten Menschen werden.

Natur ist ein elementares menschliches Bedürfnis

Dass Natur ein elementares menschliches Bedürfnis ist, belegen eindeutige Befunde der Hirnforschung. Die Gegenwart der Natur, das Spiel in ihr sind relevant für die Befriedigung der emotionalen, aber auch der kognitiven Bedürfnisse heranwachsender Menschen. Wird ihnen die Freiheit verwehrt, unkontrolliert von Erwachsenen in einer von selbst gewordenen – nicht einer künstlich gefertigten – Welt Erfahrungen zu machen, können Kinder zentrale Fertigkeiten nur sehr schwer entfalten. Ohne die Nähe zu Pflanzen und Tieren verkümmert ihre emotionale Bindungsfähigkeit, schwinden Empathie, Phantasie, Kreativität und Lebensfreude.

Dabei sind es nicht nur die elektronischen Medien, die Kinder und Jugendliche dazu bringen, im Haus zu bleiben, es ist auch die Sorge der Eltern, die Spielräume verengt. Wie dramatisch das Recht von Kindern gezügelt worden ist, in Freiheit herumzustreifen, zeigt das zufällig untersuchte Beispiel einer Familie im britischen Sheffield. Der Urgroßvater war in den 1920er Jahren im Alter von acht Jahren zehn Kilometer zu seiner Lieblingsangelstelle marschiert. Sein Schwiegersohn durfte nach dem Krieg, gleichermaßen achtjährig, durch den anderthalb Kilometer entfernten Wald streifen. Auch zur Schule ging er allein. Dessen Tochter stand es in den 1970er Jahren immerhin frei, mit dem Rad durch

die Nachbarschaft zum Schwimmen zu fahren. Ihr eigener Sohn jedoch, ebenfalls acht, darf sich allein nur bis ans Ende der Straße bewegen - und wird mit dem Auto zur Schule kutschiert.

Elternangst, Computerspiele und soziale Medien

Fragt man Eltern, warum sie ihren Kindern das Leben bis zur Erfahrungstauglichkeit erleichtern, so lautet die Antwort meist: Angst. Angst, dass sich die Kleinen beim Toben im Freien verletzen oder dass sie im Straßenverkehr verunglücken. 1971 durften laut einer Studie zwei Drittel der englischen Kinder ab sieben Jahren, die ein Fahrrad besaßen, dies auch auf der Straße benutzen. Knapp 20 Jahre später gestatteten Eltern das nur mehr einem Viertel der Kinder.

Klar, die Sorge vor allem vor dem Straßenverkehr ist nicht unbegründet, aber sie bedeutet auch, dass die Enteignung des öffentlichen Raums hingenommen wird. Kinder werden von den Wegen geräumt, die ihnen eigentlich ebenso gehören sollten wie den motorisierten Erwachsenen. Je weniger Kinder in einer Gesellschaft heranwachsen, umso größer scheint der Wunsch, mitunter scheint es sogar eine Zwangsvorstellung zu sein, sie (über-) behüten zu müssen.

Zugleich wird, was einst als Leben betrachtet wurde, gute wie schlechte Wechselfälle inklusive, immer stärker unter dem Aspekt von Erfolg oder Misserfolg bewertet. Kinder werden zu „Projekten“ und unterliegen als Folge einer immer stärkeren Priorisierung: Draußen zu spielen gilt als verzichtbar, nicht relevant, elterliche Zeit und Zuwendung werden oft nach dem Motto „Ja, später...“ verschoben. Dazu kommt: Zeitfressende Elektronik, Spielkonsolen, Smartphones und all die sozialen Medien, die, wenn man dort einmal eingetreten ist, mit Piepen, Kurznachrichten, Anfragen um ständige Aufmerksamkeit buhlen.

Das Unvorhersehbare, Wilde und Ungeplante kommt zu kurz

Der US-amerikanische Autor Richard Louv, Verfasser des sehr lesenswerten Buches „Das letzte Kind im Wald“, das den Naturmangel der Kinder zum ersten Mal einem größeren Publikum ins Bewusstsein rief, hört bei Gesprächen mit Kindern oft solche Antworten: „Ich spiele lieber drinnen, denn da gibt es Steckdosen für mein Ladegerät.“ Derartige Bequemlichkeit findet unbewusste Unterstützung bei Eltern, die im Unberechenbaren der Natur und des selbstbestimmten Kinderspiels Gefahren wittern. Sie selber gruseln sich vor Zecken, vor herabfallenden Ästen und Stürzen vom Baum - und übertragen dies auf die dahingehend zunächst angstfreie nächste Generation. So werden in den USA inzwischen auf manchen Spielplätzen sogar Schaukeln und Rutschen entfernt und bei uns Weiher und Teiche eingezäunt, weil sie als zu gefährlich gelten.

Selbstgestaltete aktive Freizeit, dabei Abenteuer selbst zu erleben, neue Situationen zu bewältigen, auch ein wenig riskante und gefährliche, fördert aber nicht nur die kognitiven Fähigkeiten, sondern auch die Reifung zur eigenständigen Persönlichkeit. Viele Eltern verplanen stattdessen mit besten Vorsätzen die Zeit ihrer Kinder mit teuren Cellostunden, Tennis, Fechten auf Englisch,



Nachhilfe von Muttersprachlern. All dies soll dann dem Nachwuchs einen Platz im ersten Rang der Welt-Wettbewerbsgesellschaft garantieren.

Zu viel Kontakt mit der Wirklichkeit, der auch Scheitern, Verletzungen und Schmerz beinhalten kann, würde diese durchorganisierte Matrix durcheinanderwirbeln. Also geht man Erfahrungen mit Wildheit und Wildnis besser aus dem Weg und versperrt damit klassische kindliche Erfahrungsräume.

Noch 1990 gaben in einer deutschen Studie fast drei Viertel der befragten Kinder zwischen sechs und 13 Jahren an, sich täglich im Freien herumzutreiben - 2003 waren es schon weniger als die Hälfte. Von 1.000 in Großbritannien befragten Sieben- bis Zwölfjährigen antworteten mehr als 50 Prozent, dass es ihnen verboten ist, ohne Aufsicht auf einen Baum zu klettern oder im Park um die Ecke zu spielen. Wie viele Kinder ohne Aufsicht im Internet surfen dürfen, erfragte die Studie hingegen nicht.

Haben all die Eltern die Glanzmomente ihrer eigenen Kindheit allesamt vergessen?! Jene langen Sommerabende etwa, an denen sie mit Freunden und aufgeschlagenen Knien und vielen Kratzern stundenlang ohne jede Aufsicht in Wäldern oder auf Brachlandschaften, in Tümpeln, verlassen Grundstücken und Hausruinen herumgestromert sind.

Natur-Entzug schadet Leib und Seele und der Lebendigkeit

Es scheint, dass, wie es der Biologe und Naturphilosoph Andreas Weber formuliert, „wir Erwachsenen vor lauter gutem Willen das Ziel unserer Erziehung aus den Augen verlieren. Brutal formuliert, quälen wir unsere Kinder, eingesperrt auf den Rücksitzen rundum mit Airbags gepolsterter SUV, schon vom Kindergarten an durch immer strenger getaktete Leistungsinstitutionen, um sie fit zu machen für das Leben. Dabei nehmen wir ihnen gerade die Möglichkeit zu erfahren, was das ist: Leben. Wir stehlen ihnen die Lebendigkeit!“ (...)

Das belegen auch verschiedenste Studien; In dem Maß, mit dem die Wildnis aus der Psyche unserer Kinder und Jugendlichen schwindet, steigt die Häufigkeit ihrer seelischen Krankheiten. So leidet in Deutschland nach Untersuchungen des Robert Koch-Instituts bereits jeder fünfte (!) Teenager zwischen elf und 17 Jahren an einer Essstörung, quälen sich zehn Prozent unserer Kinder mit Symptomen des Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitäts-Syndroms ADHS durch die Schule.

Diese Leiden werden jedoch kaum mit einer höheren Dosis Selbstbestimmung therapiert, sondern vornehmlich durch Medikamente: Von 2005 bis 2008 stieg die Zahl der Verschreibungen des ADHS-Mittels Ritalin um ein Viertel. Dabei müssten wir, laut Weber, nur hinsehen, um zu begreifen, was Kinder brauchen. Sie zeigen ihren angeborenen Suchinstinkt nach der Natur und nach der Nähe anderer Wesen schon im frühesten Alter.

Kind und Tier sind durch ein intuitives Band verbunden

Wenn Kinder sprechen lernen, so artikulieren sie bald nach den Wörtern für Mama, Papa und bei Jungs ‚Auto‘, Tiernamen - Hund, Katze, Ente, Pferd, Kuh. Und obwohl viele Kinder noch nie einen echten Wolf, eine echte Fledermaus, eine echte Schlange gesehen haben, verfolgen animalische Charaktere die Kleinsten bis in ihre Träume. Drei Monate alte Babys wenden sich bevorzugt Bewegungsreizen zu, die von lebenden Wesen, nicht von Automaten stammen. Und schon ein Säugling schaut, wenn man ihm die Wahl zwischen einem wirklichen Kaninchen und einem Holztier lässt, häufiger und länger auf das echte Tier.

„Ich bin ein wilder Tiger!“ „Eine Schmusekatze!“ Ein intuitives Band verbindet Kind und Tier. „Animalische Charaktere sind das Rohmaterial, aus dem Kinder ein Gefühl für ihr Selbst konstruieren“, meint die US-amerikanische Entwicklungspsychologin Gail Melson. Und das in allen Kulturen zu allen Zeiten: Eines der ältesten erhaltenen Spielzeuge ist eine bronzzeitliche Tonrassel, besetzt mit Fuchsköpfen, Vögeln, Hunden und hölzernen Krokodilen, 1.000 Jahre vor Christus in Ägypten gefertigt. (...)

Im Spiel zum Tier zu werden verleiht Einsicht in die Möglichkeiten der Existenz: Ein Tiger etwa ist die Muskel- und Statur gewordene Kraft, ein Delfin verkörpert eine Form von Harmonie, hinter der all

unsere menschlichen Eigenschöpfungen zurückbleiben. „Uns ist eine tiefe emotionale Verbundenheit zu anderen Lebewesen angeboren“, meint der bekannte US-amerikanische Biologe Edward O. Wilson.

Belegt ist z.B. auch, dass die Gegenwart von Tieren bei Kindern als universelles Entspannungs- und Vitalisierungsmittel wirkt. Bei Schülern, die öffentlich laut etwas vortragen, senkt etwa die bloße Anwesenheit eines Hundes die Aufregung, messbar an Herzfrequenz und Blutdruck. Viele Kinder, die ein Haustier besitzen, geben an, dass sie sich in Phasen von Wut, Angst und Ärger am ehesten dem Tier zuwenden. Und Kinder, die mit ihrem Tierkumpen viel Zeit zubringen, sind weniger ängstlich und zurückgezogen als der Durchschnitt, ihre Beliebtheit ist größer und sie zeigen erkennbar mehr Mitgefühl.

Unsere Liebe gilt dem Lebendigen

(...) Hunderte von Studien belegen in seltener Eindeutigkeit: Natur spendet Kindern Lebenslust. Und doch scheint die gängige Psychologie diesen Zusammenhang heute irgendwie ausgeklammert zu haben. In ihren Modellen ist bis heute meist nur von menschlichen Beziehungen und deren Störungen die Rede. Dass Kinder seelische Bedürfnisse haben, ohne deren Erfüllung sie zugrunde gehen, ist inzwischen allgemein anerkannt. Säuglinge, die nicht regelmäßig berührt werden, verkümmern und können sterben. Für das heranwachsende Selbst eines Kindes sind Vater und Mutter körperliche und seelische Spiegel, ohne die der Säugling nicht lernt, dass er selbst ein ebensolches menschliches Subjekt ist, wie seine Eltern es sind.

Natur ist ein Spiegel, in dem man sich selbst erkennt

Natur wiederum ist ein Spiegel, in dem sich ein Kind selbst erkennt. Sich selbst, da ja, wenn man dort unterwegs und aktiv ist, alle Sinne und Fähigkeiten gefordert werden. Inmitten der Natur spürt man dazu auch von ganz allein, dass man ein Teil eines großen Ganzen ist. So wie Kinder ihr Modell von Menschlichkeit von jenen übernehmen, die sie lieben, so übernehmen sie von anderen Lebewesen, auch von Pflanzen und Bäumen, das Gefühl aktiver Lebendigkeit. Der Biologe Andreas Weber sagt: „Andere Wesen, ja selbst Flüsse, Steine und Wolken lehren die Kinder eine Form der Selbsterkenntnis, die sie in einer allein menschengemachten Welt nicht erwerben könnten“.

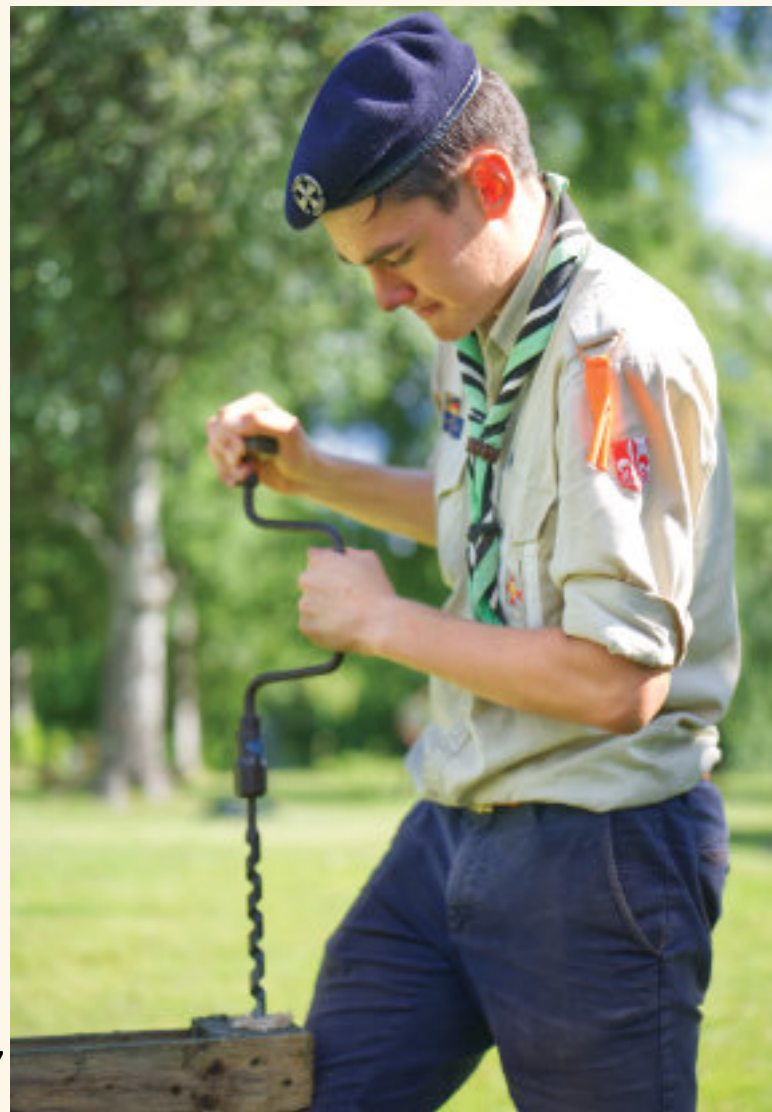
„Unser Hirn ist ein Sozialorgan“, erläutert der Göttinger Neurobiologe Gerald Hüther. Das Gehirn wächst und stellt neue Verbindungen her, wenn ein Kind Erfahrungen macht. Je komplexer die Umgebung, je vielfältiger die Beziehungen, die es in ihr eingehen kann, desto intensiver das kognitive Wachstum. Und bei jeder neu gebahnten Nervenverbindung schüttet das Gehirn beglückende Botenstoffe aus. „Leben ist ein Erkenntnis gewinnender Prozess“, zitiert Hüther den Verhaltensforscher Konrad Lorenz. „Und je verschiedener ein Gegenüber ist, in dem sich ein Kind bei diesem Prozess spiegeln kann, umso vollständiger wird das Bild von sich selbst, umso tiefer geht die Selbsterkenntnis.“

Einem solchen Gegenüber begegnet das Kind nicht in künstlichen Objekten. Es findet dieses Gegenüber nur in der Natur (...). Die Natur - und sei sie so klein wie ein verwildertes Grundstück in einer Baulücke - ist eine lebendige Landschaft, in der sich zeigt, „dass das Große neben dem Kleinen wächst, das Morsche neben dem Vitalen“, wie Hüther es ausdrückt. Das sind die Urkonstellationen der Lebendigkeit.

Schulen hindern am "wilden Denken", Verbote am Erfahrung sammeln

Unsere Schulen schaffen es selten, diese Erfahrungen zu ermöglichen. Sie beschränken sich (Weber): „auf das Verabreichen von Informationen - unter einem Druck, der sich nach dem Schock von PISA nicht gemildert, sondern verstärkt hat“.

Dabei blockiert der Lernstress das wilde Denken unserer Kinder und hindert sie daran, zu sich selber zu kommen. Zwar bemühen sich viele Lehrer nach Kräften, die Natur in den Unterricht einzubetten und Schüler für deren Zerstörung zu sensibilisieren. Doch behandeln Jugendliche im Schulzimmer den Aufbau anderer Lebewesen eher so, als wären diese irgendwelche Apparate oder biologisch-chemische Prozesse. Sie lernen zwar, ökologische Zusammenhänge zu verstehen und die Größe ihres eigenen CO₂-Fußabdrucks mathematisch zu berechnen, doch das führt nicht zu einer Lust an der Natur und auf eigene Erfahrungen darin, sondern groteskerweise eher zu einer Angst davor, dort, wie in einem Porzellanladen, etwas kaputt zu machen.



Sollten sie dann aber doch einmal ihren Fuß in ein Stück Wildnis setzen wollen, so weisen Verbotsschilder, nicht nur in Nationalparks, sondern mittlerweile fast an jedem Froschtümpel darauf hin: „Nicht betreten! Auf den Wegen bleiben!“ Für viele ist Natur auch deshalb zu einem Museum geworden, zu einer langweiligen Erwachsenen-Angelegenheit. Man macht Natur bloß kaputt, wenn man sich ihr nähert - etwa wenn man nachmittags dort spielen geht und dabei vielleicht einen Baum oder beim Staudammbauen einen Molch verletzt. Oh Gott, wenn das dann noch jemand mitbekommt, gibt es gleich eine Anzeige.

Ein Stück Brachland genügt

„Unser abstraktes Denken füllt nur eine winzige Bandbreite der uns zur Verfügung stehenden Wahrnehmungskanäle“, meint der US-amerikanische Wildnis-Lehrer Jon Young. Er begründete in den 1980er Jahren das „Coyote Mentoring“, eine neue Form der Umweltpädagogik, die mit ganz anderen Methoden arbeitet als die gewohnte. Young will nicht als erstes ökologisches Verstehen vermitteln, sondern die Wahrnehmung schärfen. Er ist überzeugt, dass das, was er „Vorstellungskraft der Sinne“ nennt, eine ebenso fundamentale Kulturtechnik ist wie Lesen, Schreiben und Mathematik.

Youngs Ergebnisse sind erstaunlich – nicht die, welche sich in einer Klassenarbeit als Faktenwissen testen lassen, sondern die,

welche von seinen Schülern als Steigerung von komplexem Denken, von Kreativität, von Zufriedenheit, von Teamfähigkeit, von Mitgefühl, von Sinnhaftigkeit erfahren werden. Der Wildnis-Lehrer kann eine Vielzahl von Erfolgsgeschichten erzählen, bei denen sein Mentoring als Karrierebeschleuniger wirkte. Aber darum geht es ihm nicht. Erfolg ist nur ein Nebenprodukt gesteigerter Empfänglichkeit. Die Kurse, in denen Kinder und Erwachsene Fähigkeiten lernen wie Spuren zu lesen, Vogelstimmen zu identifizieren oder die Windrichtung zu spüren, kommen ohne Pauken und Prüfen aus. Der Mentor animiert seine Schützlinge zu spielerischen Aufgaben, stellt neugierige Fragen und lässt sonst die Sinne ihre eigene Lektion lernen.

Die wilde, ungezähmte Natur wird bei uns auch in Zukunft im Mittelpunkt stehen

Genauso halten wir es ja in unseren Gruppen, am Landheim und auf größeren und kleineren Fahrten. Wir sind dann meist inmitten der Natur, schlafen auf dem Waldboden oder im Heu, hören Vögel, achten auf Tierlaute, schauen nach dem Wetter, bauen Staudämme an kleinen Bächen, mitunter nur, um hernach Wasser zum Kochen schöpfen zu können, stürzen uns von überhängenden Bäumen in den Fluss, angeln Fische und braten sie anschließend auf dem Lagerfeuer. (...)

Ein Junge, der mit uns auf Fahrten geht, wird oft und ausgiebig mit der Natur und dabei nicht nur mit ihrer faszinierenden, manchmal sprachlos machenden Schönheit, sondern auch ihrem Ungemach in Berührung kommen. Er wird, auch wenn es nur einige Wochenenden und ein paar Ferienwochen im Jahr sind, in dieser Zeit ein glückliches „Verwildern“ erleben, Wasser, Erde, Gras, Büsche und Bäume hautnah spüren. Dabei wird er sich kreativ entfalten können, allerlei sinnliche Erfahrungen machen und Freiheit in mitunter fast unerhörten Ausmaßen erleben. Dass zu dieser Freiheit auch ein wenig Risiko, ein bisschen echte Gefahr gehört, versteht sich von selbst. Sie sollte man in Kauf nehmen, sonst bleibt alles vorgeplant, organisiert, betreut und langweilig. So aber winken Abenteuer und echte Erlebnisse - Erfahrungen, die ein ganzes Leben prägen können.

Wir wollen diesen unseren Weg auch in Zukunft weitergehen (...), um auch noch vielen weiteren nachwachsenden Generationen die Begegnung mit ungezählter Natur, mit tatsächlichen (analogen) Freunden und Kameraden zu ermöglichen und sie dabei ganz neue eigene Talente, Fähigkeiten, aber auch Möglichkeiten des Miteinanders und der Freizeitgestaltung entdecken zu lassen. (...)



Q&A –

eure Fragen vom Bundeskuraten P. Markus Christoph beantwortet

Uns erreichen regelmäßig Fragen zu verschiedensten Themen. In jeder PM veröffentlichen wir einige davon, die für mehrere Leser interessant sein könnten, inklusive den Antworten.

Ihr könnt gerne eure Fragen an q&a@kpe.de senden und wir werden in der folgenden Ausgabe 3-4 davon anonym beantworten. Die restlichen Fragen versuchen wir über den E-Mail-Weg persönlich zu klären. Wir sind auf eure Fragen gespannt!



Wie strikt gilt die Pflicht zur Sonntagsmesse?

Ich kenne das Gebot zur Sonntagsmesse und weiß, dass ein bewusstes und freiwilliges Versäumen ohne schwerwiegenden Grund (z. B. Krankheit, Pflege von Angehörigen...) als schwere Sünde gilt, die man erst beichten muss, bevor man wieder die heilige Kommunion empfängt. Bedeutet das, dass ich für den Sonntag nie eine Aktion planen darf, bei der ich an keiner Messe teilnehmen kann? Dass ich also zum Beispiel übers Wochenende keine 2-Tages-Bergtouren planen darf, außer ich nehme einen Priester auf die Tour mit?

Das dritte Gebot aus dem Dekalog ist klar: Du sollst den Sabbat/Sonntag heiligen. Aber wie sieht diese Heiligung des Tages des Herrn konkret aus? Die Kirche gibt uns dazu eine Hilfe an die Hand, indem sie für den Sonntag vorschreibt, an der heiligen Eucharistie teilzunehmen. Das ist natürlich noch keine Garantie für einen geheiligten Sonntag (z. B. wenn jemand nach vollbrachter Sonntagsmesse mit dem Ölwechsel seines Autos beginnen würde...), aber sie gibt dem Tag eine bestimmte Grundprägung: Ein Tag, an dem ich mich zusammen mit der Kirche mit dem Opfer Christi verbinde und mich von Jesus ergreifen lassen, ist anders als ein Tag, dem diese Verbindung mit dem Himmel fehlt. Indem die Kirche die Pflicht zum Sonntagsgottesdienst „erfunden“ hat, macht sie es uns leichter, den Tag des Herrn zu heiligen.

Wie steht es also mit der Wochenend-Bergtour, die von Freitag bis zum Sonntagabend dauert? Ist eine solche Planung verboten? Die Frage ist falsch gestellt. Eigentlich lautet sie: Ist diese Wochenendplanung der richtige Modus, um den Sonntag als Tag des Herrn zu begehen? Als Tag, der IHM gehört. Der mir den Freiraum schenkt, um aus dem Alltag auszubrechen, den Blick auf Gott zu richten, auf seine Pläne, und in dieser Haltung natürlich auch, um Zeit für sich zu haben, für Freunde, Familie, Natur und die vielen 1000 schöne Sachen, die Gott für uns geschaffen hat. In vielen Fällen wird man dann bemerken, dass die „Ohne-Sonntagsmesse-Wochenendaktion“ ehrlicherweise nicht der ideale Plan ist, um den ersten Tag der Woche sonntäglich zu begehen. In manchen Fällen wird man feststellen, dass eine etwas kürzere Unternehmung mit rechtzeitiger Rückkehr zur Sonntagabendmesse eine gute Lösung ist oder sich mit etwas Überlegung der Besuch einer Vorabendmesse am Samstag einbauen lässt. Die entscheidende Frage lautet immer: Wie kann ich den Sonntag bewusst als Tag des Herrn verbringen?

Freilich gibt es auch gute „Projekte“, bei denen eine Sonntagsmesse einfach nicht möglich ist. Verboten sind solche Unternehmungen, außer sie sind strikt notwendig? Zum Beispiel eine zehntägige Tour durch einen US-Nationalpark, fern jeglicher Zivilisation. Oder ein Trekkingurlaub in Nordschweden, wo es keine katholische Infrastruktur gibt. Oder eine Reise ins muslimische Kirgistan, wo es – aufs ganze Land verteilt – nur vier katholische Kirchen gibt. Diese Orte zu besuchen, ist nicht strikt notwendig; die

Sonntagspflicht zählt also eigentlich. Muss man als Katholik auf derartige Projekte einfach verzichten?

Nicht unbedingt. Das ist die Lösung: Besprich die Situation mit deinem Pfarrer. Die Sonntagspflicht ist eine Regelung der Kirche (als Hilfe für die Sonntagsheiligung des dritten Gebotes); weil sie aber eine Regelung der Kirche ist, kann die Kirche davon auch „dispensieren“, d.h. befreien. Zuständig dafür ist der Hirte der Kirche, also der Bischof bzw. sein Vertreter, nämlich der Ortspfarrer. Wenn aus deiner Sicht wichtige Gründe dafürsprechen, einen Sonntag ohne Heilige Messe zu planen, dann besprich den Fall mit deinem Pfarrer

und lass dich von der Kirche von dieser Verpflichtung befreien. Dann kannst du guten Gewissens nach Kirgistan fliegen. Das mag auf den ersten Blick kompliziert klingen, und in gewissem Sinn ist es auch kompliziert – und das ist gut so. Damit ist dafür gesorgt, dass uns die Wichtigkeit der Sonntagsmesse im Bewusstsein bleibt. (In Wirklichkeit wird man freilich feststellen, dass man die Befreiung sehr einfach

bekommt – und auch das ist gut so!)

Freilich, auch mit Dispens bleibt die Sonntagsheiligung Christenpflicht. Darum ist gut zu überlegen, wie man dann in Kirgistan ohne heilige Messe den Tag geistlich gestalten und heiligen kann.

Warum lassen sich Priester als „Pater“ anreden?

Im deutschsprachigen Raum werden Ordenspriester als „Pater“, übersetzt „Vater“, angeredet. Auch der Titel „Papst“ leitet sich vom griechischen „πάππας“ (pápas) ab, das eine kindliche Form für „Vater“ bedeutet, vergleichbar mit „Papa“ im Deutschen. Doch Jesus hat seinen Jüngern den Vaternamen ausdrücklich verboten. „Ihr sollt niemanden auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel.“ (Mt 23,9) Warum verstoßen Katholiken so leichtfertig gegen ein direktes Gebot des Herrn?

Einen Text versteht nur richtig, wer weiß, was der Autor eigentlich sagen will. Wer in seiner Fahrtenchronik schreibt: „Am Abend hatten wir noch einen traumhaft schönen Sonnenuntergang!“, outet sich damit nicht als Anhänger des geozentrischen Weltbildes. Zwar spricht er vom „Sonnen-Untergang“ (weil das Verschwinden der Sonne eben so aussieht), aber er will damit nicht die Behauptung aufstellen, die Sonne drehe sich um die Erde – auch wenn er es genau so ausdrückt.

Was will der Autor eigentlich sagen? Diese Frage ist für jedes Textverständnis entscheidend. Die Bibel ist da keine Ausnahme. Wenn Jesus seinen Jüngern lehrt „Ihr sollt auf Erden niemanden euren Vater nennen“ – will er damit den Aposteln sagen, dass sie zukünftig das Wort „Vater“ nur mehr für den Vater im Himmel verwenden dürfen? Und für keinen Menschen mehr? Wohl kaum. Daran hätten sich nicht einmal die Evangelisten gehalten, die vom „Vater Zebedäus“ berichten (Mt 4,21). Auch Maria verwendet den „Vater“-Titel in Bezug auf den heiligen Josef („Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Lk 2,48). Sogar Jesus selbst gebraucht das Wort „Vater“ im Kontext der irdischen Familie: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht



wert“ (Mt 10,37; ähnlich 10,35). An anderer Stelle beruft er sich dabei sogar auf die Autorität Gottes: „Gott hat doch gesagt: Ehre Vater und Mutter!“ (Mt 15,4) Niemanden auf Erden „Vater“ zu nennen, kann also nicht bedeuten, dass Jesus den alltäglichen Gebrauch des Wortes „Vater“ verbieten wollte.

Was also bedeutet dieses Verbot? „Vater“ bezeichnet die Person, zu der man als „Kind“ (als Sohn, als Tochter) in Beziehung steht; von der man seine eigene Identität, seine DNA, seine Existenz bezieht. Diese Beziehung ist einzigartig, identitätsstiftend, nicht austauschbar. Man bleibt immer Kind seines Vaters; von ihm haben wir unser Wesen empfangen; wir sind Mensch, weil unser Vater Mensch war; von ihm stammt unsere Natur. Jesus überträgt dieses „biologische“ Grundprinzip auf den geistigen Bereich: Durch die Taufe sind wir neugeboren zu Kindern Gottes, zu Söhnen und Töchtern des himmlischen Vaters; diese kindliche Beziehung zu Gott als Vater bestimmt unsere geistige Identität, unsere christliche DNA; sie ist die unverlierbare Signatur unserer Existenz als Gläubige; sie macht den Jünger Jesu aus. Und in diesem Sinn können wir niemand anderen als unseren Vater bezeichnen: Gott selbst ist unser Ursprung; er selbst hat uns als seine Kinder angenommen.

Dem widerspricht nicht, dass wir unseren irdischen Vater weiterhin mit diesem Titel ehren. Und es spricht auch nichts dagegen, dass wir Menschen, die uns den Weg zum christlichen Glauben gewiesen haben, ebenfalls den Titel „Vater“ zusprechen, sofern sie als „geistige Hebammen“ an unserer Geburt als Kinder Gottes mitgeholfen haben. In diesem Sinn verstanden sich bereits die Apostel als „Väter“ der Christen, die sie zum Glauben geführt haben. Der heilige Paulus bezeichnet sich ausdrücklich als „Vater“ der Gläubigen in Korinth, die er durch das Evangelium gezeugt hat – aber nicht als Kinder des Paulus, sondern als Kinder Gottes (vgl. 1 Kor 4,15: „Hättet ihr nämlich auch unzählige Erzieher in Christus, so doch nicht viele Väter. Denn in Christus Jesus habe ich euch durch das Evangelium gezeugt.“) Darum kann er in seinen Briefen die Gläubigen als „Kinder“ bezeichnen, z.B. im Brief an Philemon: „Ich bitte dich für mein Kind Onesimus, dem ich im Gefängnis zum Vater geworden bin.“ (Phlm 10) Die Galater nennt er „meine Kinder, für die ich von Neuem Geburtswehen erleide, bis Christus in euch Gestalt annimmt.“ (Gal 4,19) Genauso auch der heilige Petrus, der den Evangelisten Markus (mit dem er eigentlich nicht verwandt war) als Sohn bezeichnet: „Es grüßt euch die mitauserwählte Gemeinde in Babylon und Markus, mein Sohn.“ (1Petr 5,13) Und auch Johannes, der seine Adressaten regelmäßig als „meine Kinder“ anspricht (vgl. 1 Joh 2,1.18.28; 3,7.18; 4,4; 5,21 ebenso in 3 Joh 1,4)

Dieser Brauch der ersten Generation der Christen hat sich in der katholischen Kirche erhalten, wenn sie ihre Priester als „Väter“, als „Patres“ anspricht. Vordergründig scheint das dem Buchstaben des Gebotes Jesu zu widersprechen; aber inhaltlich liegt es ganz auf der Linie der Lehre Jesu und der Praxis der Urkirche.

„Wir beten für die Einheit der Christen...“

Jeden Morgen beten wir in der KPE in der Morgenrunde ein Vaterunser für die Einheit der Christen. Warum eigentlich? Welche Rolle spielt die Einheit der Christen in der KPE? Setzt sie sich auch auf andere Weise dafür ein?

Unser Dachverband wurde 1956 mit dem Namen „Fédération du Scoutisme Européen“ (FSE) gegründet. Nach der Erfahrung von zwei Weltkriegen sollte ein Verband entstehen, der ganz bewusst im Rahmen der Pfadfinderidee z.B. durch länderübergreifende Begegnungslager an der inneren Aussöhnung und dem Aufbau eines friedlichen Europas mitarbeitet, und zwar auf der gemeinsamen Basis des christlichen Glaubens. Die Geschichte Europas war auch durch Konfessionskriege geprägt. Darum sollte der neue Verband für katholische, orthodoxe und evangelische Gruppen offen sein: Geeint in der gemeinsamen pfadfinderischen Vision und im gegenseitigen Respekt vor den Unterschieden in den Konfessionen, wollte man zusammen einen Beitrag zum Aufbau eines friedlichen christlichen Europas leisten. Damit ging es keineswegs um eine Gleichmacherei zwischen den Konfessionen; bei Lagern mit konfessionsverschiedenen Gruppen werden die einzelnen Teilnehmer jeweils vom Kuraten der eigenen Konfession begleitet, um Irritation und

Indifferentismus zu vermeiden – so bestimmt es das „Directoire Religieux“ der FSE. Diese ursprüngliche Gründungsidee der FSE ist bis zum heutigen Tag im täglichen Gebet für die Einheit der Christen präsent.

Aufgrund der geschichtlichen (und nicht zuletzt kirchenrechtlichen) Entwicklung der FSE ist die FSE/UGSE heute ein katholischer Dachverband. Deutschland ist das einzige Land, in dem es zur katholischen KPE ein evangelisches Pendant, die „Evangelische Pfadfinderschaft Europas“ (EPE), gibt. Zwischen Gruppen der KPE und EPE gibt es eine Zusammenarbeit (z.B. in der Führungsausbildung) und gemeinsame Lager. Zudem suchen wir in der Roten Stufe (mit den jungen Erwachsenen) auf unseren Fahrten in den Osten Europas bewusst den Kontakt mit orthodoxen Gruppen und Gemeinden – so zuletzt auf den Rumänienfahrten 2023 und 2024. Es schloss sich daran unmittelbar auch ein „rumänischer Gegenbesuch“ nach Deutschland an.

Gemäß dem Wunsch Jesu „Alle sollen eins sein“ (Joh 17,21) ist Ökumene für jeden Christen eine Pflicht. Mit dem täglichen Gebet bei der Morgenrunde und durch gemeinsame Lager und Begegnungen will die KPE an diesem Ziel mitarbeiten. Es ist gut, wenn wir uns mit unseren Traditionen und Bräuchen immer wieder neu befassen

1 Das Kirchenrecht legt fest: „Unbeschadet des Rechtes der Diözesanbischöfe nach can. 87, kann der Pfarrer aus gerechtem Grund und nach den Vorschriften des Diözesanbischofs in einzelnen Fällen von der Pflicht zur Beachtung eines Feiertages oder Bußtages dispensieren oder diese Pflicht in andere fromme Werke umwandeln.“ (CIC Can. 1245). Und im Katechismus der Katholischen Kirche steht: „Die sonntägliche Eucharistie legt den Grund zum ganzen christlichen Leben und bestätigt es. Deshalb sind die Gläubigen verpflichtet, an den gebotenen Feiertagen an der Eucharistiefeier teilzunehmen, sofern sie nicht durch einen gewichtigen Grund (z. B. wegen Krankheit, Betreuung von Säuglingen) entschuldigt oder durch ihren Pfarrer dispensiert sind. Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde.“ (KKK 2181)

Termine

05.04.2025

Meutenrallye Baden-Württemberg

17.-20.04.2025

Kartage für Raider und Raiderinnen in Rixfeld

21.-26.04.2025

Ausbildungskurse für die gelbe und grüne Stufe

17.05.2025

Bundesfortbildungstag

18.05.2025

Bundesthing

24.05.2025

Meutenrallye Bayern

Juni 2025

Pfingstfahrten der Raiderinnen und Raider

19.-22.06.2025

Landeslager Pfadfinderinnen Baden-Württemberg (Schäferlauf)

19.-22.06.2025

Georgsschild der Pfadfinder

20.-22.06.2025

Landeslager der Pfadfinderinnen Bayern

Juli 2025

Großfahrt der Raider

11.-14.07.2025

Rangerakademie für Raiderinnen und Ranger in Kleinwolfstein

August 2025

Großfahrt der Raiderinnen

21.09.2025

Landeswallfahrt NRW



01.-05.10.2025

Ausbildungskurse für die rote Stufe

26.10.2025

Landesthing NRW

Ausblick 2026:

27./28.06.2026

Bundeswallfahrt „50 Jahre KPE“
nach Kloster Schöntal

Lieber Leser,

kennen Sie jemanden, der gerne auch die viermal im Jahr erscheinende Zeitung „Pfadfinder Mariens“ kostenlos abonnieren möchte?

Dann schicken Sie ihre Adresse mit der Bitte um Bestellung an folgende E-Mailadresse:

bundessekretariat@kpe.de

Die KPE ist wegen Förderung der Jugendhilfe als gemeinnützig staatlich anerkannt und darf zur Erfüllung dieser Aufgaben Spenden in Empfang nehmen. Auf Wunsch werden Spendenquittungen ausgestellt.

Das Spendenkonto:

Sparkasse Langen-Seligenstadt

IBAN DE92 5065 2124 0029 0005 93

BIC HELADEF1SLS

Dieser Ausgabe liegt ein Überweisungsträger der KPE bei, der für Bank und Post gültig ist.

Impressum

Pfadfinder Mariens (PM)

1. Quartal 2025 / Nr. 170

Herausgeber:

Katholische Pfadfinderschaft Europas e.V. (KPE)

E-Mail: pm@kpe.de

www.kpe.de

Redaktionsadresse:

Bundessekretariat der

Katholischen Pfadfinderschaft Europas

Dr. Maria Hylak

Kießlingerstr. 32

81829 München

0179-4613881

089-26211258

bundessekretariat@kpe.de

Verantwortlich für den Inhalt:

Matthias Krause

Fotonachweis:

Alle KPE, mit Ausnahme von S.6 (Woman Looking To Her Left - pexels.com) sowie

S.8/9 (Andrea Mantegna, Christus im Garten Getsemani - Wikipedia Commons, gemeinfrei)



Katholische Pfadfinderschaft Europas
in der Union Internationale des Guides
et Scouts d'Europe (UIGSE)



Diese Zeitschrift wird kostenlos abgegeben. Gerne können Sie auch mehrere Exemplare anfordern. Wenn Sie die Arbeit der KPE und den Druck der Zeitung unterstützen möchten, bitten wir um eine Spende. Wir danken für jedes Gebet und für jede kleine und große Unterstützung zur Fortführung unserer Arbeit.

Das Spendenkonto:
Sparkasse Langen-Seligenstadt
IBAN DE92 5065 2124 0029 0005 93
BIC HELADEF1SLS